

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 28 (2015)
Heft: 6-7

Artikel: Erinnerungen an das Dorf
Autor: Gantenbein, Köbi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595403>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

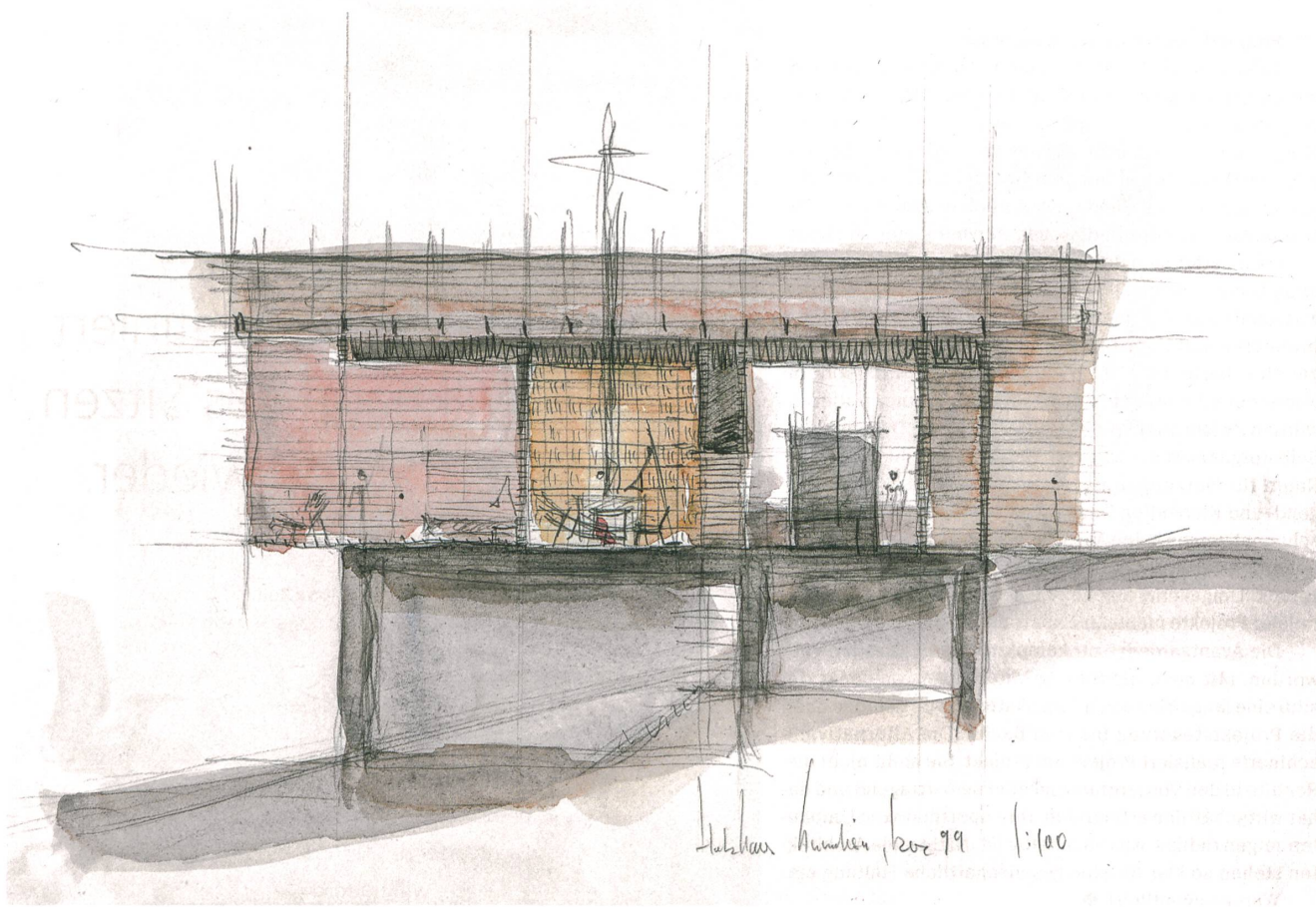
Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen an das Dorf

Peter Zumthor hat viel im Dorf in den Bergen gebaut. Ein Gespräch über das Dorf, das Haus mit den grossen Fenstern, das Hotel und das Zeichnen.

Interview: Köbi Gantenbein, Zeichnung: Peter Zumthor



Entwurfsskizze eines Strickbaus von Peter Zumthor für Annalisa Zumthor in Leis, 2009.

Eine Bäckerei in Vrin, ein Wohnturm in Lumbrin, die Kapelle in Sogn Benedetg, dann natürlich die Therme in Vals, ein Haus im Prättigau, das eigene Haus und das Atelier in Haldenstein, auf dem Tisch zurzeit ein Theaterhaus in Riom und ein Hotel in Braunwald.

Alles Bauten im Dorf. Was gefällt Ihnen am Dorf im alpinen Raum, wo doch reihum sein Untergang beklagt wird?

Peter Zumthor: In meinen Anfängen als Architekt in den Siebzigerjahren war viel vom Bauen als Umweltzerstörung die Rede. Also zogen wir aus, um zu lernen, wie früher gebaut worden ist, als alles noch gut war – scheinbar. Ich habe viele Jahre lang für die Denkmalpflege im Kanton Graubünden Inventare gemacht: das Dorf vermessen, aufgenommen und seinen Grundriss gezeichnet. In Graubünden konnte ich nach und nach ein Netz von kulturell interessierten Personen aufbauen. Das Schicksal hat mich in das Dorf Haldenstein geführt, und ich bin froh drum. Ich spüre nun, wie Sie von mir eine Liebeserklärung ans Dorf wollen. Ich mache sie gerne, aber nur, wenn ich gleichzeitig zugeben darf, dass die Stadt meine heimliche Geliebte ist.

Hat die «heimliche Geliebte» nicht die Nase gerümpft über Ihre Arbeit für das Dorf im Hinterwald?

In den ersten Jahren gewiss. Es brauchte Medien, Ausstellungen, Zeitschriften. So hat zum Beispiel die wichtigste Architekturzeitschrift Portugals eine meiner Fassaden auf das Titelblatt gesetzt, oder die Universität von Porto hat mich eingeladen. Das wurde dann zu Hause wahrgenommen: «Aha, der macht etwas Neues, etwas Anderes.» Das galt nicht nur für mich, sondern auch für Jacques Herzog und andere. Das Dorf war für uns ein Experimentierfeld. Und bald haben Stanislaus von Moos und Martin Steinmann in der Zeitschrift «Archithese» unsere Arbeit gewürdigt. Sie haben sich für den Regionalismus eines Rudolf Olgiati eingesetzt und erklärt, warum er nicht gegen die Moderne ist, warum Geschichte und Ort wichtig sind und warum es falsch ist, Geschichte nicht zu beachten.

Haben Sie diese Auseinandersetzung mit dem Dorf in den Alpen bewusst gesucht?

Nein. Schreinerlehre beim Vater, Kunstgewerbeschule in Basel, Studium in New York. Der Vater sagte, «ich bezahle nicht mehr», also kehrte ich zurück in die Schweiz und gelangte zufällig nach Graubünden zur Kantonalen Denkmalpflege als Inventarzeichner – mein Leben ist eine Reihe von Zufällen. Nachdem ich dann den Stall Nr. 2000 ge-

Wohnhauses Luzi in Jenaz im mittleren Prättigau. Es konnte entstehen, weil Liliane und Valentin Luzi wunderbare Bauherren sind. Liliane sagte: «Ich will ein Haus aus Holz. Massiv muss es sein. Ich will keine Bretter und keine Furniere. Und gross muss es werden.» Und so wurde es ein Strickbau, obschon man Strickbauten nicht mehr machte. Ich konnte den Strickbau weiterentwickeln, und er wurde so gross, dass die Gemeinde nachher ihre Bauordnung abgeändert hat, weil sie keine grossen Häuser mehr haben wollte.

Ziehe ich eine Bilanz Ihrer Arbeit und all derer, die durch Ihr Büro gingen und dann selbst ein Büro eröffneten, nenne ich sie die Renaissance des Dorfes. Doch es gibt ja eine merkwürdige Spannung zwischen dieser architektonischen Renaissance und der Enge des Dorfes.

Wie sind Sie mit dieser Enge umgegangen?

Ich musste die Kraft der sozialen Netze kennenlernen. Ein Projekt kann architektonisch noch so gut und sinnvoll sein, ich musste lernen, genauer hinzuschauen: Wer hat mir warum einen Auftrag gegeben? Fragten mich gute Leu-

«Meine heimliche Geliebte aber ist die Stadt.»

Peter Zumthor

te, die aber im sozialen Gefüge die «falschen» sind, war ein Vorhaben schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Ich lernte das zum Beispiel in Tschlin – dort bat man mich um den Entwurf für ein kleines Berghotel. Eine Pension, wo wir alle gerne hingehen und es gut haben, sollte es werden. Das ist ein Traum von mir. Ich brachte sogar einen Sponsor mit. Es nützte alles nichts, denn die «richtigen» Leute wollten nicht, dass die «falschen» zusammen mit mir so etwas bauen.

Ist aus Ihrem Traum anderswo etwas geworden?

Mein Hoteltraum hat nun verschiedene Orte, einer ist Braunwald – ein Musikhotel. Zurzeit macht die Gemeinde Glarus Süd ihre Aufgaben in der Raumplanung: Sie wird begründen, dass der Standort am Rand der weiten Streusiedlung richtig und sinnvoll ist. Dieses Hotel ist allen Arten von Musik gewidmet. Musikerinnen werden musizieren, Komponisten werden komponieren, Musik wird hier geschrieben, geübt, aufgeführt und archiviert. Das Konzept des Hauses habe ich zusammen mit dem Komponisten Felix Profos erarbeitet. Drei Sponsoren sind im Boot, eine Gruppe Einheimischer und Musikfreunde um den Botschafter Benjamin Wechsler tragen das Vorhaben mit – ich bin sicher: Das kommt gut.

Als Architekt auf dem Dorf haben Sie gelernt, dass die Uhren hier langsamer gehen als in der Stadt. Wie überzeugen Sie Ihre Bauherren von der Langsamkeit?

Die Langsamkeit hat weniger mit dem Takt des Dorfes zu tun als mit meinen Ansprüchen an mich, meine Arbeit und meine Bauherren. Diese wissen, dass meine Architektur ein künstlerischer Prozess ist. Sie wissen, dass ich arbeite wie ein Komponist oder ein Bildhauer. Sie wissen, dass dieser Prozess Zeit braucht. Und sie wissen, dass mich dieser Weg und nicht das reibungslose Funktionieren interessiert. Das galt für das kleine Haus Luzi auf dem Dorf, das gilt für grosse Stadthäuser wie das Los Angeles County Museum of Art, ein Projekt von 600 Millionen →

«Ich arbeite wie ein Komponist oder ein Bildhauer.»

Peter Zumthor

zeichnet hatte, wurde mir langweilig. Zu dieser Zeit habe ich erste Wettbewerbe gewonnen, mein eigenes Atelier aufgebaut – eines ergab sich aus dem andern. Das waren glückliche Fügungen.

Wie reagierten die Menschen auf dem Dorf auf die neue Architektur und das Fremde?

Unsere Bauten wurden abgelehnt, also leisteten wir beispielsweise kulturpolitische Arbeit mit dem Heimatschutz. Viel wichtiger ist aber, was gute Architektur überall braucht, nämlich gute Bauherren. Nehmen wir das Beispiel des

→ Dollar, an dem wir zurzeit arbeiten. Auch da brauchen der Bauherr, wenige Eingeweihte und ich drei Jahre, bis wir überhaupt wussten, was wir wollten. Erst dann begannen Planung, Geldsuche, Öffentlichkeitsarbeit und die ersten Zeichnungen.

Als Zeichner auf dem Dorf haben Sie die Bedeutung des topografisch besonderen Ortes im Dorf studiert.

Als Architekt stossen Sie auf immer engere Regeln, was an solchen Orten noch gebaut werden kann.

Wie beurteilen Sie diese Beschränkung?

Ich unterstütze die Politik, dass ausserhalb der Bauzone nicht gebaut werden soll. Und doch bedrückt sie mich, denn sie ist arm an Zukunft. Sie zeigt, dass wir keine Vorstellung davon haben, wie sich das alpine Dorf entwickeln soll. Es ist doch wunderbar, wie die Grandhotels, wie das Waldhaus in Sils Maria über der Landschaft sitzen. Ich bin für mehr Mut, das Ungewohnte zu versuchen – wenn es

Fenster. Und dann die Technik – sie ermöglicht es heute, grosse Fenster zu bauen. Das ging früher nicht. Grosse Fenster sind ein Privileg.

Als Zeichner der Bauernhäuser haben Sie gelernt:

Auf der Erde steht der Steinkranz, dann beginnt das Holz. Bei den drei Häusern von Leis oberhalb von Vals stösst das Holz direkt in den Hang. Warum schlugen Sie die Erfahrung des Holzbauerbrauchs in den Wind?

Als ich die Häuser begonnen habe, zeichnete ich diesen Sockel. Aber ich sah, dass diese Häuser dann irgendwie zickig wirkten. Sie hatten keine Kraft. Sie wirken doch ganz anders, wenn das Holz direkt in den Hang gestemmt wird, doch das geht nicht. Also habe ich eine Erfindung gemacht: Das Holz hängt über einen in den Hang betonierten Sockel, es tut nur so, als stehe es direkt auf der Erde. Das Haus wirkt nun leicht, es scheint zu schweben.

Neulich besuchte ich wieder einmal die Kolumba in Köln, das Diözesanmuseum, das Sie 2007 gebaut haben.

Es ist eine Folge von Gassen, engen Treppen, Plätzen, Aussichtsfenstern, steilen Wänden, hell und dunkel, auf und nieder. Mir kam es vor wie zu Hause im Bergdorf. Tragen Sie Ihre lange Erfahrung mit dem Dorf in die weite Welt hinaus?

Diese Begegnung überrascht mich. Ich habe sie noch nie zuvor gehört. Es ist schön, wenn mein Haus Bilder berührt und Erinnerungen wachruft. Doch ist es eine Qualität des Baus, wenn er auch ganz andere Bilder stiften kann. Ich höre diese von anderen Menschen. Ich arbeite aber nicht mit Konzepten, Themen und Erfahrungen. Ich entwickle mit meinen Bauherren über oft lange Zeit ein Konzept: Ich will ihre Wünsche hören, und ich baue dann das Haus für sie. So einfach ist das.

Die fünf Bände Ihres Buches «Bauten und Projekte» sind wohl gefüllt mit Zeichnungen. Als Erforscher der alpinen Baukultur haben Sie jahrelang gezeichnet.

Welche Bedeutung hat Zeichnen heute für Sie?

Ich zeichne sehr gerne. Aber ich versuche, gute Häuser zu machen, nicht gute Zeichnungen, deshalb ist meine Zeichnervorliebe nicht so wichtig. Die jungen Architekten in meinem Büro können kaum zeichnen. Dafür sind sie am Computer gut. Gemeinsam aber ist uns das Bild. Ob es von Hand oder mit dem Computer hergestellt wird, ist dabei nicht wichtig. ●

«Das Dorf war ein Experimentierfeld.»

Peter Zumthor

gut ist. Ein Wohnhaus zum Beispiel soll sich einfügen, ein Hotel aber darf auch dort stehen, wo es am besten in die Landschaft passt und seine Gäste mit einem wunderbaren Blick in die Landschaft verwöhnt. In Braunwald würde ich gerne ein Hotel bauen, das die Landschaft zelebriert.

Als Inventariseur der alpinen Baukultur haben Sie hunderte Häuser abgezeichnet. Alle hatten kleine Fenster. Ihre Bauten, sei es Ihr Atelierhaus, die Häuser in Leis bei Vals oder Jenaz haben riesige Fenster.

Hat, wer in den Bergen wohnt, nicht genug Landschaft?

Muss er sie auch noch ins Haus hereinholen?

Mich macht die Landschaft ruhig. Ich sitze geborgen, aber nicht ausgestellt im Haus und sehe in die Berge – stundenlang. Dann präge mich die Moderne – sie liebt grosse

«Meine Berge, meine Bauten»

Die Volkshochschule Zürich und Hochparterre boten im letzten Semester eine Vorlesung zum Thema «Bauen in den Bergen, Bauen für die Ewigkeit» an.

Für einen Beitrag sprach Köbi Gantenbein mit Peter Zumthor über «Meine Berge, meine Bauten». Darauf ruht dieser Text.

goodform

DESIGN MÖBEL
UND LEUCHTEN
ONLINE BESTELLEN

www.goodform.ch

